

SONDERDRUCK AUS

Boujour

HISTORISCHE ZEITSCHRIFT

HEFT 180/2, OKTOBER 1955



R. OLDENBOURG VERLAG MÜNCHEN

*Peter Von der Mühl zum 70. Geburtstag
in Verehrung gewidmet*

JOHANNES VON MÜLLER ALS BESCHIRMER DEUTSCHER UNIVERSITÄTEN

VON
EDGAR BONJOUR

DIE letzte, so viel geschmähte und verkannte, auch am wenigsten erforschte Epoche des Lebens Johannes von Müllers vollzog sich zwar auf deutschem Boden, aber in französischem Staatsdienst. Sie steht gewissermaßen im Zeichen des diesem schweizerischen Geschichtschreiber angeborenen deutsch-französischen Humanismus und soll hier auf Grund des handschriftlichen Nachlasses beleuchtet werden¹⁾. Müllers Ernennung zum Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts im neuen Königreich Westfalen erfolgte zu Beginn des Jahres 1808 auf Weisung des Franzosenkaisers, fand indessen nicht nur in der westfälischen Bevölkerung, sondern auch in den akademischen Kreisen Deutschlands freudigsten Widerhall. Dadurch erwies sich Napoleons Berechnung, mit dem hochangesehenen Historiker den „Deutschen einen angenehmen Minister zu geben“, wie Müller schrieb, als vollkommen richtig. Die Deutschen betrachteten den Geschichtsschreiber der Eidgenossen als ihren Landsmann; daß der Imperator an die Spitze des rein französischen Verwaltungssystems des westfälischen Unterrichtswesens einen der Ihren stellte, erweckte schönste Hoffnungen. Die Deputierten aller Provinzen Westfalens bezeugten eine zum Teil geradezu rührende Befriedigung. Vertrauensvoll unterbreitete man Müller die dringendsten Sorgen und Anliegen. Er selber meldete: „Sobald man hörte, daß ich Minister sei, kam aus allen Winkeln Deutschlands wie ein Wolkenbruch von Briefen.“ Und ein hervorragender deutscher Gelehrter schrieb nach Müllers Tod: „Memimus enim illud tempus, quo ad regendas et constituendas studiorum nostrorum rationes ille ab optimo Principe nostro evocatus fuit, inter quas acclamantium voces per totam Germaniam primus rumor dispersus fuerit“²⁾.

Was Müller bewogen haben mag, der großen Versuchung zu erliegen und in den Dienst des Napoleoniden zu treten, steht vorerst

¹⁾ Benützt wurden zur Hauptsache die Briefwechsel Johannes von Müllers mit Chr. G. Heyne (Mi Müll 98) und mit A. H. L. Heeren (Mi Müll 230), die in der Stadtbibliothek Schaffhausen liegen.

²⁾ Commentationes Societatis regiae scientiarum Gottingensis; Chr. G. Heyne: Memoria Joannis de Müller; Gottingae 10. VI. 1809.

hier nicht zur Diskussion. Es ist in anderen Zusammenhängen versucht worden, diese für die Erhellung von Müllers Problematik so zentralen Motive bloßzulegen¹⁾. Ein Gesinnungswechsel von den Tiefen eigenen Geschichtsbewußtseins her, ein nie völlig gestillter Drang, seine lebensnahe Geschichtsauffassung zu einer das politische Gegenwartsgeschehen mitgestaltenden Kraft werden zu lassen, seine wehrlose Impressivität und Gründe, die seiner persönlichen Situation jener Jahre entsprachen — also einerseits konstante Züge seines Wesens und andererseits auch momentane Veranlassungen — haben in verschiedenem Stärkegrad diesen aufsehenerregenden Entschluß bewirkt, dessen Müller nie mehr froh werden sollte.

Dazu spielte nun aber in seinen Überlegungen, ob er das ihm angebotene Amt übernehmen solle, die Aussicht eine wichtige Rolle, für die bedrohte deutsche Bildung im weitesten Sinne sich einsetzen zu können; mit dem Vorsatz, „Gutes zu wirken“, rechtfertigte er seinen Eintritt in den westfälischen Staatsdienst. Und daß es nicht beim bloßen Vorsatz blieb, beweist ein anderthalbjähriger Kampf, der ihn schließlich ganz erschöpfte. Eingeleitet wird diese letzte Phase seines Lebens durch das Versprechen: „Die Deutschen und Franzosen sollen sehen, daß ich nur das Gute will“. Und abgeschlossen wird diese Lebensperiode durch seine Demission, begründet mit dem Ausspruch des Königs, „qu'il réservait un sort funeste aux villes à universités“. Dazwischen liegt eine qualvolle Leidenszeit, ein täglich sich erneuerndes Ringen um die Erhaltung deutscher Forschungszentren, Bildungsinstitute und Lehranstalten. Das Zeugnis des französischen Gesandten K. F. Reinhard an Goethe ist ebenso sprechend wie unwiderlegbar: „Müller schützt seine Universitäten wie die Henne ihre Küchlein.“ Und der bekannte deutsche Historiker Heeren schrieb an Müller im Hinblick auf dessen Einsatz für die Bildungsstätten Westfalens: „Die Vorsehung wollte nicht bloß, daß Sie die Brust kommender Geschlechter stählen sollten, auch die Übel der Gegenwart sollten Sie mildern.“

Mit seinem alemannischen Herkommen und mit seiner romanischen Bildung paßte Müller nicht schlecht in ein Staatswesen, das so seltsam aus deutschen und französischen Elementen gemischt war. Infolge seiner Verwurzelung in beiden Kulturen, seiner Doppelsprachigkeit, seiner umgänglichen Art war er der geborene Mediator. Mühelos konnte er den eminent schweizerischen Beruf

¹⁾ Edgar Bonjour: Johannes von Müller und Karl von Dalberg; Neue Schweizer Rundschau, Zürich 1954, S. 651—661. — Johannes von Müller, Schriften in Auswahl, hrsg. v. Edgar Bonjour, 2. Aufl. Basel 1955, S. 14 ff.

ausüben: zwischen den scheinbar so polar einander entgegenstehenden Welten fruchtbare Beziehungen herzustellen. Er brauchte in sich keine geistige Distanz zu überwinden, um bei der französischen Oberbehörde Verständnis für deutsches akademisches Leben zu wecken und um die Deutschen mit dem neuen liberalen Staatsgefüge aus der Prägstätte der französischen Aufklärung zu befreunden. Es ist nicht überliefert, ob sich Müller eine derartige vermittelnde Mission selbst zugeschrieben hat. Aber vieles deutet darauf hin, daß seine Gedanken und Absichten sich in dieser Richtung bewegten. Nach der Eröffnung des westfälischen Reichstages schrieb er hoffnungsvoll: „In dem allem und in den Anstalten ist Keim der gänzlichen Umschaffung, einer ganz neuen Entwicklung des Charakters der Deutschen, und wahrhaftig ebenso möglich, daß, unter gewissen Umständen, alles lebendiger und größer werde, als das Gegenteil“. Wie sein Landsmann Benjamin Constant durfte er den Franzosen als Deuter deutschen Wesens dienen. Und umgekehrt konnte er den Deutschen die moderne französische Staatsanschauung näherbringen und ihnen die französischen Bildungsanregungen interpretieren. Bereits vor einigen Jahren hatte ja seine Freundin Frau von Staël — nach Goethes Aussage — eine Bresche gelegt „in die chinesische Mauer, die die Deutschen von Frankreich trennte“. Dieses große Experiment fortzusetzen, durfte sich Müller zutrauen; denn in ihm berührten sich germanische und romanische Wesenszüge in ungewöhnlichem Ausmaß.

Der Pflichtenkreis von Müllers Amt war folgendermaßen umschrieben: „Le directeur général de l'instruction publique est chargé de l'organisation des universités, gymnases et écoles. Il a la direction et la surveillance de toutes les parties de l'instruction publique.“ Demgemäß unterstanden Müllers Leitung und Aufsicht, wie er selber aufzählte, fünf Universitäten, über hundert Gymnasien und Lyzeen sowie ungefähr dreitausend niedere Schulen. Das ganze Ressort gehörte zum Innenministerium; seinem Vorsteher, dem Franzosen Siméon, erkannte Müller gute Eigenschaften zu, während ihm der Bureauchef Petitain mit seinem verständnislosen, schicanösen Vorgehen viel Verdruß bereitete. Bei der später erfolgten Ersetzung Siméons durch Wolfradt konnte Müller die Hoffnung nicht unterdrücken: „Immer wird es insofern Gewinn sein, daß der deutsche Staatsmann unsere Sachen leichter fassen und begreifen wird.“ Die reine Verwaltung in den einzelnen, regionalen Departements wurde von Präfekten besorgt. Am reibungslosen Zusammenwirken zwischen den Präfekten und Müller scheint es in dieser wenig glücklichen Organisation von Anfang an gefehlt zu haben. Stets wieder beklagte sich der Generaldirektor des öffentlichen

Unterrichts über die Anmaßung der Präfekten, die hinter seinem Rücken operierten und korrespondierten; er vermöge sie nicht einmal dazu zu bringen, ihm die verlangte Auskunft über die noch vorhandenen Schulfonds und Stipendien zu geben.

Müller setzte seine ganze Kraft an die Bewältigung der neuen Aufgabe. In Verwaltungsgeschäften war er nicht unerfahren. Aber als Mensch ohne Arg, der so sehr mit dem Herzen lebte, rieb er sich bald an den kühl-berechnenden Beamten, an den verschlagenen Hofleuten und gewissenlosen Emporkömmlingen. Die Neueinrichtung des gesamten Unterrichtswesens in dem noch unfertigen Staat stellte gewaltige Anforderungen, welche an seinem Lebensmark zehrten: „Es ist eine schwere Zeit, sie wirkt auf meine Gesundheit. Ich halte meine Seele empor, so gut ich kann.“ Die schwierigste Frage war zunächst die finanzielle. Durch die Abtrennung Hannovers und anderer Gebiete, durch die neue willkürliche Grenzziehung überhaupt sowie durch die napoleonischen Beschlagnahmungen gingen den Lehranstalten viele Domänen und Stiftungsgüter verloren. Der Fiskus sollte in die Lücke springen; nur ungern jedoch begaben sich die Bildungsinstitute, die bisher zu einem großen Teil aus eigenen Geldern gelebt hatten, in eine so starke Abhängigkeit vom Staate. Zudem blieben die Mittel dieses Königreiches beschränkt. Dauernd wurden Müllers Vorschläge und Anordnungen vom „gierigen Finanzfalken“ zerhackt oder unter den Tisch geschoben, so daß Müller seine Propositionen stets wieder vorbringen mußte: „Mein Geschäft ist eine täglich mehrmals sich erneuernde Hydra, womit ich nie fertig werde.“ Auch gebrach es ihm lange am allernötigsten Personal. Schließlich erhielt er einen Sekretär, dem er die nicht eigenhändig zu schreibenden Briefe diktierte. Trotzdem fand er zu schöpferischer wissenschaftlicher Arbeit kaum Zeit noch Kraft mehr. Bisher immer von ungemessener Schaffensfreude erfüllt, gestand er jetzt: „Eigene Hervorbringung würde dem ermüdeten Geist nicht gelingen.“ Müller mußte froh sein, für seine ihm über alles geliebte Geschichtslektüre abends etwa „etliche Stunden zu erstehlen“. So drang denn stets häufiger in seine Korrespondenz das seufzende Bedauern, seinen Studien sich entrissen zu sehen. Indessen schöpfte er neuen Mut aus dem Bewußtsein, eine große Sache des Geistes zu vertreten: „Auch sieht, wer nur immer in Europa ein rechtlicher Mann ist, mit Interesse auf diesen Kampf wider die Zeiten.“

Vom gesamten Unterrichtswesen interessierte sich Müller am meisten für die Universitäten. Im Gebiet des neuen Königreiches lagen die Hochschulen Göttingen, Halle, Helmstedt, Marburg und Rinteln — nach Ansicht der neuen Behörden eine viel zu hohe Zahl

im Hinblick auf die Gesamtbevölkerung des Staats; ihre Übernahme bedeute eine unerträgliche finanzielle Last. Man drang deshalb auf Einschränkung der einen und auf Aufhebung der anderen Institute; auch an Umwandlung in polytechnische Anstalten und Kriegsschulen nach französischem Muster wurde ernsthaft gedacht. Es ist ein eigenartiges Zusammentreffen: Im gleichen Jahre, da Napoleon die Université de France durchorganisierte, wurde Müller an die Spitze des westfälischen Unterrichtswesens berufen, um es neu zu ordnen. Der Gegensatz der Konzeptionen zwischen dem aufklärerischen Rationalisten Napoleon und dem christlichen Humanisten Müller war denkbar groß. Bekanntlich fegte Napoleon alles weg, was Relikt ständisch-feudaler Ordnung sowie mittelalterlichen Bildungswesens war — und dazu gehörten auch die altfranzösischen Universitäten. Er setzte an ihre Stelle rein praktisch-zweckhaft ausgerichtete, der Staatsverwaltung völlig eingegliederte Fachschulen. Diese staatlichen, nationalen Spezialschulen widersprachen nun aber zutiefst Müllers Auffassung von autonomen, universalen Bildungsanstalten. Es gelang ihm zunächst, die weitestgehenden französischen Pläne aufzuhalten. Der Innenminister hatte ihm von der Absicht gesprochen, drei bis vier Universitäten abzuschaffen, die übrigen zu vermindern und den sämtlichen Gymnasien sowie Lyzeen alle Unterstützung zu entziehen. Müller drückte hierüber seinen lebhaften Unwillen aus und griff zum verzweifelten Mittel der Androhung seiner Demission: „Sollte ich nicht lieber zu Fuße fortgehen, als scheinen, solchen Dingen meinen Namen zu leihen. Doch, es wirkte — scheint. Timeo Danaos; die Idee wurde aufgegeben“¹⁾.

Aber Müller spürte, daß der abgeschlagene Angriff sich mit größerer Kraft wiederholen werde. Er sah das Gewitter herannahen, wußte jedoch nicht, über welcher Universität es losbrechen würde. Ohne Schonung seiner Kräfte stürzte er sich in den Kleinkrieg der Verteidigung, griff jedes gegen die traditionelle Ordnung der Universität vorgebrachte Argument auf und brach ihm die gefährliche Spitze ab. Da man bei den geplanten Auflösungen auch von finanziellen Rücksichten ausging, rechnete er aus, daß Rinteln die Staatskasse nichts koste, Marburg etwa 50000 Franken, Helmstedt bloß 15000. Das seien keine nennenswerten Ressourcen, meinte er, weshalb man diese Universitäten in ihrem ganzen Umfang ruhig fortbestehen lassen könne. Aufhebung würde

¹⁾ Napoleon hatte früher schon seinem Bruder Jérôme in bezug auf Müller geschrieben: „N'accordez jamais un congé à cet homme! Vous ne savez pas quel trésor vous possédez.“ Sämtliche Werke Johannes von Müllers Bd. XV, Tübingen 1812, S. 190.

„fast impietas“ scheinen und „in ganz Deutschland Ärgernis machen“.

Um seinen Vorstellungen gegenüber den staatlichen Behörden mehr Gewicht zu geben, focht Müller auch mit wirtschaftlichen Argumenten. So behauptete er, ohne die Universität Helmstedt, die immer noch von 220 Studenten, wovon 62 Ausländern, besucht werde, müßten Stadt und Land verarmen. Aber es beschlichen ihn, den so Wahrhaftigen und Gerechten, Zweifel an der Stichhaltigkeit dieser Argumentation. Wo war denn der prätendierte Wohlstand anzutreffen, den diese Universität und das Gymnasium Ilfeld während ihres zweieinhalb Jahrhunderte langen Bestehens verbreitet haben sollten? „Holzhauer umgeben das Gymnasium, die ärmsten Menschen . . . Wo bleibt der Einfluß jener lang ungestörten reichlichen Zirkulation?“ Die Vertreter des Staates sagten ihm rund heraus, daß die Universitäten überhaupt nichts eintrügen, weil die Studenten Tee, Kaffee, Schokolade, also lauter nicht-westfälische Produkte genössen.

Angesichts solcher massiver Gegengründe flüchtete sich Müller etwa in ironische Skepsis: „Nachdem ich auf die Entdeckung geführt worden bin, daß der Staat die Pflicht nicht hat, Leben und Umtrieb und Kreislauf im Lande zu unterhalten, so habe denn auch ich das System des abderitischen Demokrits ergriffen, wie er einmal sah, daß nichts zu helfen war.“ Oder es überkam Müller tiefer Pessimismus. Am allgemeinen Niedergang der Literatur sei nicht so sehr die Verarmung schuld als vielmehr der schlaaffe Zeitgeist. Auch wenn man alle vorhandenen Fonds auf zwei bis drei Schulen und eine einzige Universität vereinigen könnte, würden diese wenigen Institute doch nicht blühen. Denn: „Der Geist ists, der da lebendig macht, sagt Jesus von Nazareth. Und wie denn zu Alexandrien alles konzentriert und hübsch präsentiert, auch mit allen Hilfsmitteln prächtig ausgestattet war, was kam da heraus, der Alten Würdiges? Der Geist, ach seit Chäronca!“

Hier blitzt eine Grundüberzeugung Müllers auf, die er zwar nie im Zusammenhang eingehend theoretisch erörtert hat, die sich jedoch aus vielen gelegentlichen Äußerungen erschließen läßt: Die Universität sei nicht in erster Linie dazu da, um Fachleute und Berufsspezialisten zu liefern, sondern um das stille geistige Wachstum der Persönlichkeit nach eingeborenen Anlagen zu fördern, um den Studierenden durch Schulung des Verstandes, durch Schärfung des historischen und ästhetischen Urteilsvermögens und durch Differenzierung des sittlichen Empfindens zu einer höheren Geistigkeit und Schaffenslust zu erziehen. Es ist das von Müller durch alle Schiffbrüche seines Lebens nie preisgegebene humanistische Bil-

dungsideal. Dieses Ziel durch praktisch-mechanische Einrichtung des Unterrichtswesens zu erreichen, hielt Müller kaum für möglich. Von der Gleichmacherei und Reglementiererei der modernen staatlichen Institutionen fürchtete er die Erdrosselung der naturgemäßen, individuellen Entwicklung. Ihm fehlte es am nötigen Glauben, der Staat sei fähig, geistige Kraftquellen sprudeln zu machen. Wissenschaftliche Geistesbildung könne nur aus freier und freiwilliger Gemeinschaft Einzelner erblühen. So hat sich denn Müller zeit seines Lebens dagegen gewehrt, selber in einen staatlichen Unterrichtsapparat und Lehrbetrieb eingespannt zu werden; sogar die Eingliederung in ein so zwangloses Kollegium wie die Universität Tübingen war ihm zuwider. Den Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts suchten ganz ketzerische Gedanken heim: „Am Ende wird es kommen wie im frühen Athen, daß große Lehrer wieder ohne Gehalt von den Schülern leben müssen. Eigentlich war es wohl die beste Zeit.“ Kaum aber war Müller diese Ketzerei entschlüpft, daß er sich beeilte beizufügen: „doch st! ne quis malus audiat“.

Als eine seiner wirksamsten Helferinnen im Kampf um die Erhaltung der traditionellen Bildungsstätten betrachtete Müller die öffentliche Meinung. Sie müsse mit allen Mitteln mobilisiert werden. Allerdings sollte sie ebenso laut in Paris als in Kassel sprechen. Es sei nötig, daß der Begriff der deutschen Universität vollständig gefaßt werde; das Ausland besitze so etwas nicht. Die beiden angesehenen Professoren Martens und Blumenbach eilten nach Paris, suchten dort ihnen befreundete französische Gelehrte für die Sache der in Westfalen liegenden Hochschulen zu gewinnen und kehrten mit guten Hoffnungen, aber nicht mit bindenden Versprechungen, heim. Diese Schritte genügten keineswegs. Aus den Beratungen Müllers mit A. H. L. Heeren ging der Gedanke hervor, durch eine kräftige Schrift den Franzosen eine klare Ansicht vom deutschen Universitätswesen zu vermitteln¹⁾. Am geeignetsten zur Abfassung eines solchen Berichtes erschien Charles de Villers, ein damals in Lübeck wohnender Franzose, der sein Lebensziel darin sah, seinen Landsleuten deutschen Geist näherzubringen; bereits hatte er in Frankreich für das Verständnis Luthers und Kants geworben. Müller wünschte, Villers möge etwas schreiben, wodurch die Wichtigkeit der eigenwüchsigen deutschen Universitäten für das gemeine Wesen aller Literatur und Menschheit so ins Licht gesetzt werde, daß mit dem Gedanken von irgendeinem Abbruch eine Art Schande verbunden schien: „Das ist nun unser Alles, die öffent-

¹⁾ Über die Beziehungen zwischen den beiden Historikern s. Edgar Bonjour: Johannes von Müller und A. H. L. Heeren; Nationalzeitung, Basel 1954 Nr. 131.

liche Meinung; sie muß uns erhalten; es gilt die (troischen) pergama; wer die erhalten hilft, den wollen wir ewig rühmen.“ Schon habe der edle Pariser Gelehrte Laplace den westfälischen Ministern ihre Universitäten empfohlen. Auf Müllers Zuspruch hin machte sich Villers sogleich bereitwillig an die Arbeit und unterbreitete ihm eine Skizze der projektierten Publikation, woran Müller einige Korrekturen vornahm.

Die fertige Schrift wurde unverzüglich gedruckt; Müller fand sie vortrefflich: „Haec tibi erunt artes, o Vaterland! . . . man darf an solcher Literatur noch nicht verzweifeln“. Villers hatte in seiner Abhandlung versucht, den Unterschied zwischen französischem und deutschem Unterrichtswesen aus dem Kontrast der Volkscharaktere abzuleiten. Seine Ausführungen arbeiteten die Antinomie von besonderen Fachschulen und allgemeinen Bildungsanstalten heraus, den Gegensatz von speziellem Wissen und universaler Wissenschaft, die alle Forschungszweige gleichermaßen durchdringe und sich nicht in einzelnen Disziplinen isolieren lasse. Die deutsche Universität stellte Villers dar als organischen Körper, wo ein Teil auf den andern angewiesen ist, am allgemeinen Ganzen teilhat und dadurch vor Erstarrung bewahrt bleibt. Müller wünschte, daß das Büchlein vor allem in Paris ein großes Lesepublikum finde und in Frankreich die Ansicht über die westfälischen Universitäten berichtige. Es sei Villers gut gelungen, die Eigentümlichkeiten der deutschen Bildungsanstalten hervorzuheben: „L'Empereur, une fois convaincu que dans son Empire immense il y a cette diversité de mœurs, qu'avec un art admirable il a si bien ménagé dans l'Acte de médiation des Suisses, sentira que nos établissements germaniques tiennent à nos localités, à notre caractère, et il continuera de les protéger“. Aus seinen schweizerischen Erfahrungen mit Napoleon, der die altertümlichen Besonderheiten der Eidgenossenschaft in der von ihm geschaffenen und oktroyierten Mediationsverfassung nicht nur geschont, sondern ausdrücklich anerkannt hatte, schöpfte Müller die Hoffnung, der einsichtige Kaiser werde auch die historische Eigenart der deutschen Universitäten mit ihren Privilegien, ihrer aus dem Mittelalter stammenden Struktur und ihrer freien Bildungsweise bestehen lassen, wenn schon sie seinem übersichtlich-logischen System widersprächen. Tatsächlich scheint Villers' Schrift Aufsehen gemacht und die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt zu haben; Görres meinte, nun könnten keine Vorurteile mehr gegen die westfälischen Universitäten weiter bestehen.

Am meisten lag Müller Göttingen am Herzen, die Georgia Augusta, die ihm seine ersten akademischen Bildungserlebnisse-

vermittelt hatte. Er empfand für sie wärmste Verehrung: „Ich schwöre. . . für unser geliebtes Göttingen alles zu tun, was möglich ist.“ Sofort nach seinem Amtsantritt nahm er seine früheren Beziehungen zum Göttinger Altertumsforscher Christian Gottlob Heyne wieder auf. Dieser einflußreiche, geschäftsgewandte Professor, der schon zwei ehemaligen Kuratoren als Berater gedient hatte, war ein ausgezeichnete Kenner der Verhältnisse und konnte dem neuen Unterrichtsdirektor die nützlichsten Informationen geben. Er gewann Müllers Vertrauen bald so sehr, daß dieser sich vornahm, in keiner Universitätsfrage Verfügungen zu treffen, ohne sich vorher mit Heyne beraten zu haben. Dadurch vergebte sich niemand etwas, wenn man die Erfahrung des Weisen und die erprobte Redlichkeit zu Rate ziehe¹⁾.

Was die beiden nach Herkommen, Anlage und Alter so verschiedenen Männer verband, war vor allem ihre gemeinsame Verehrung des Altertums; „et ego antiquorum hominum sum“, versicherte Müller den klassischen Philologen. Nun führte sie der gemeinsame Kampf für die Erhaltung der wichtigsten Bildungsstätten erst recht zusammen. Weniger empfindsam als der übersensible Müller, vermochte Heyne den auf ihn einstürmenden Eindrücken kräftiger zu widerstehen, wie denn überhaupt seine Stimme einen männlicheren Klang aufweist. Er betrachtete die Außenwelt mit nüchternerem Auge als der stets wieder von der Phantasie mitgerissene Müller und bewies deshalb in den Geschäften oft einen schärferen Blick, ein richtigeres Urteil und eine sicherere Hand. Heyne war im Umgang mit den Menschen eher zurückhaltend und klug-verschwiegen, während Müller durch seine unmittelbare Gefühlswärme und Gefühlswerte zwar die Herzen rasch eroberte, infolge seiner Vertrauensseligkeit jedoch auch stets von neuem Enttäuschungen erlebte.

Die früher nur lose geführte Korrespondenz zwischen den Beiden verdichtete sich sofort nach Müllers Amtsübernahme. Es verging jetzt keine Woche, daß nicht Briefe zwischen der Residenz Kassel und der Universitätsstadt Göttingen hin und her flogen. In diesen oft sehr umfangreichen Schreiben wurde das ganze akademische Leben bis ins kleinste Detail besprochen; daneben blieb aber auch noch Platz für wissenschaftliche Erörterung und menschlich-persönlichen Gedankenaustausch. Wie sehr Müller diesen schriftlichen Kontakt mit dem älteren Heyne schätzte, bezeugte er wiederholt: „Ihre Briefe, voll der reinsten Lebensweisheit, erscheinen mir wie die Dioskuren den auf den wilden finsternen

¹⁾ Edgar Bonjour: Johannes von Müller und Christian Gottlob Heyne; Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Zürich 1955; S. 176—192.

Meeren zwischen Klippen und Untiefen steuernden Schiffern.“ Er war glücklich, seine Kümmernisse einem mitfühlenden Freund anvertrauen zu dürfen: „In Ihr treues deutsches Herz ergieße ich all dies Leid.“ Der gemeinsame Kampf für die Georgia Augusta vertiefte das Freundschaftsverhältnis: „Ich fühle, daß nichts anschließender ist als Gefahren, welche man zusammen besteht“. Nicht ohne Grund fürchtete er, daß die Regierung seine inoffizielle, private Korrespondenz mit dem deutschen Gelehrten ungern sehe und zeitweise seine Briefe auffangen lasse; deshalb verabredete er mit Heyne geheime Verständigungsformeln.

Einen gewissen Trost bedeutete es Müller, daß das Weiterbestehen von Göttingen, dieser „Akropolis der Wissenschaft“, nie ernsthaft bedroht war. Aber es galt dafür zu sorgen, daß ihr kein Abbruch geschehe, daß ihr die nötigen Fonds zugewendet würden: „Segne alles der über Göttingen immer wache gute Genius.“ Und ferner mußte man die vakanten Lehrstühle mit tüchtigen Männern besetzen und verhindern, daß hervorragende Gelehrte wegen der Unsicherheit der Verhältnisse außer Landes zogen. Es war nur logische Folge von Müllers Idee der Universität, wenn er den Hauptträger der akademischen Bildung in der überragenden Dozentenpersönlichkeit sah. Deshalb kümmerte er sich so intensiv um Personalfragen. Er diskutierte umsichtig die möglichen Kandidaten mit Heyne, holte weitere Gutachten ein und bildete sich in jedem besonderen Fall eine eigene Meinung. Verfechter extremer Richtungen in allen Zweigen der Wissenschaft waren ihm zuwider; er vertrat vielmehr die Ansicht, man solle von jeder Tendenz brauchen, was an ihr gut und wirksam sei: „Die Georgia Augusta ist ein Heiligtum, dahin möchte ich nie einen irrenden Ritter setzen.“ Nur die besten Wissenschaftler waren ihm für seine Universitäten gut genug: „Männer von imponierendem Ruhm, mit gemeinem oder Mittelgut, wenn sichs um Göttingen handelt, dürfen wir uns nicht einlassen; denken Sie auf hervorragende, *σεμνοτάτους*“. Auch Polemiker mochte er nicht leiden: „Mir ist an Männern, die ich sonst verehere, diese Inhumanität oder Inurbanität unausstehlich.“ Wer nicht genügend homo latinus war, den hielt Müller ebenfalls für unpassend.

Wie er alle Kräfte aufbot, wenn es galt, einen guten Lehrer seinen Universitäten zu erhalten, zeigen seine Reaktionen auf die Nachricht, daß der Historiker Heeren einen Ruf nach München erhalten habe. An Heerens Schwiegervater Heyne schrieb er beschwörend: „Der Sohn dessen, zu dem er will“ — Müller meint den Kronprinzen von Bayern — „hält sehr vieles auf mir, hat meine Büste auf seinem Zimmer; den Vater kenne und liebe ich

aus des Fürstenbundes Zeiten. Aber — sie sind in Ansehung des Notwendigen sehr in der Klemme . . . Hier hat Heeren alle seine Verbindungen, seine Freunde, Sie den Vater. Und, noch einmal, wo ist er? An einer heiligen Stätte. Sinken, sterben mag alles; aber glauben Sie mir, München wird alsdann auch nicht überbleiben“. Nachdem Müller alle Gründe erschöpft hatte, von denen er annahm, daß sie auf Heeren wirken könnten, gab er ihm doch den Entschluß ganz frei: „Wer vermag zu entscheiden, wo alle Zukunft verborgen ist? . . . Was vermögen wir? So wollen wir nicht mit den heiligen Göttern kämpfen, die in guten Menschen sind.“

Für die akademischen Büchersammlungen bekundete Müller das spezielle Fachinteresse des ehemaligen Bibliothekars. Er beglückwünschte Heyne, den Kurator der Göttinger Bücherbestände: „Wie erstaunte ich doch über den Reichtum, so viel Seltenes, das mir zum Teil noch nicht vorgekommen. Ein herrliches Monument, diese Bibliothek für Sie, ihren wahren Vater.“ Auch hier ging Müller systematisch vor, indem er zuerst einmal eine solide finanzielle Grundlage schuf. Um der Bibliothek die Gunst König Jérômes zuzuwenden, gab er dem Kurator den Wink, man möge den Napoleoniden anläßlich seines bevorstehenden Besuchs in Göttingen auf die Prachtausgaben englischer Werke hinweisen. Der König spreche gern und gut englisch und besitze auch in der amerikanischen Literatur schöne Kenntnisse; daher werde er gewiß der besten englischen Bibliothek auf dem Kontinent seine Aufmerksamkeit zuwenden. Ferner möge man, wenn man bei der Besichtigung an der Büste des guten Königs Georg III. vorbeikomme, um die Erlaubnis bitten, an einem schicklichen Platz die Büste Jérômes aufzustellen als ein teures Unterpfand königlichen Schutzes. Über die Neuanschaffungen solle man fortan mit ihm, Müller, korrespondieren und jedes Quartal eine Rechnung von ungefähr tausend Franken einreichen; für die folgenden Jahre hoffe er, diese Summe hinaufsetzen zu können. Daß eine kleine Sonderkasse der Bibliothek vom Präfekten aufgehoben wurde, bezeichnete Müller als vandalisch: „Mußte denn auch dieses unbedeutende Sparbüchlein in der Danaiden Faß geleert werden“. In die Geheimnisse der modernen Buchhaltung, welche die neuen Behörden auch für die Bibliotheksverwaltung forderten, ist Müller wohl nie eingedrungen: „Das Rechnungswesen, wie es nun sein muß, werden Sie und ich nie lernen. Wir waren es auf Treu und Glauben hin gewöhnt. Man fordert es aber auch nicht von uns. Geben Sie zum Beispiel nur die Belege, ein anderer gebe die Form, und fehlt auch etwas, so läßt sich gewiß niemand dolum malum träumen.“

Da der König die Astronomie liebte, unternahm es Müller, Jérômes Interesse auch für den Ausbau und die Ausstattung des Observatoriums rege zu machen. Und wirklich ließ der König seine astronomischen Instrumente aus Paris kommen. Ferner bewilligte er für den Botanischen Garten eine Zulage. Müller ermunterte dessen Direktor, ihm eine Liste von fehlenden Pflanzen und Samenreien einzureichen; der französische Gesandte Reinhard habe ihm versprochen, alles zu unternehmen, um das Gewünschte aus Paris kommen zu lassen. Ebenfalls für das Philologische Seminarium, ein Lieblingsinstitut Heynes, sorgte Müller, mußte seinem Freund jedoch in Erinnerung rufen, daß man im Dreißigjährigen und im Siebenjährigen Krieg auch nicht jede Idee sofort habe ausführen können: „Wenn ich die wahren Umstände der Zeit betrachte, so ist mir Wunder, daß es noch so geht.“ Müller ließ es sich auch sehr angelegen sein, alle Universitätsanstalten von den Briefporti zu befreien, stieß jedoch mit diesen Bemühungen auf den harten Widerstand des Fiskus.

In seiner Sorge um das Weiterbestehen der ihm unterstellten fünf Universitäten war Müller froh, Heyne versichern zu können, daß zum mindesten Göttingen nicht ernsthaft bedroht sei: „Der König war, blieb und ist mit Göttingen ungemein, mehr als mit irgendeiner Universität, zufrieden.“ Jedoch fehlte es der Georgia Augusta seit den neuen territorialen Grenzziehungen so sehr an eigenen Mitteln, daß nicht daran gedacht werden konnte, die Zahl der Professoren zu erhöhen, obgleich einzelne Wissenszweige, wie Philosophie und Völkerrecht, keinen Dozenten besaßen. Müller strengte sich an, die durch die mögliche Aufhebung anderer Lehranstalten freiwerdenden Stiftungsgüter der Universität Göttingen zuzuwenden. Da erhielt er im Juni 1808 das Recht, zur Besetzung der vakanten Lehrstühle Kandidaten vorzuschlagen. Für eine Professur an der juristischen Fakultät glaubte er den rechten Mann in dem Berner Karl Ludwig von Haller gefunden zu haben: „Nicht allein wäre er für das Katheder trefflich; auch für die Anzeigen ein tätiger, herrlicher Mann.“ Dessen „Restauration der Staatswissenschaften“ schätzte er hoch ein, ohne aber dem Werke kritiklos gegenüberzustehen: „Verehrend die Kraft und Wahrheit vieler Gedanken, aber noch ist die glückliche Mitte nicht gefunden. Mir bleibt allezeit noch die britische Verfassung die glücklichste Lösung. Da nur ist weder zu viel noch zu wenig.“ Müller versuchte mit Unterstützung Heynes, Haller für Göttingen zu gewinnen; doch zerschlug sich dieser Plan an der Weigerung Hallers, Bern zu verlassen.

Mit Bedauern stellte Müller fest, daß die edle Tradition, wonach antretende Professoren ein lateinisches Programm ver-

öffentlichent und beim Prorektoratswechsel ebenfalls lateinische Schriften erschienen, nicht mehr fortgesetzt wurde. Er beklagte dies, wie allgemein die Tatsache, daß viele Dozenten selbst Professorenlatein kaum mehr zu schreiben verstünden. Eine wissenschaftliche Körperschaft, deren Weiterexistenz auf ihrem Ansehen beruhe, müsse in ihren gemeinsamen Publikationen tätig sein: „Was heutigen Tags nicht in die Scene fällt, wird nicht geachtet. Auch glaube ich, daß durch häufiges Ansprechen der Gemeingeist unterhalten wird.“ Müller erinnerte sich der prächtigen Schriften dieser Art, die mehrmals die Zierde der Universität gewesen seien. In dem Wunsche, daß auch die lateinische Sprache nicht ganz vernachlässigt werde, ersuchte er den Prorektor, dafür besorgt zu sein, daß diese Programme nachgeholt würden. Erst hinterdrein wurde er gewahr, daß die *publico nomine* geschriebenen alle aus der Feder Heynes stammten, und daß er mit seinem Auftrag an den Prorektor den bisherigen Funktionen seines Freundes als Orator *Academiae* zu nahe getreten war. Heyne, durch die Umtriebe des Prorektors gekränkt, bat um Enthebung von seiner Obliegenheit, erklärte sich aber nach Müllers Darlegung des wahren Sachverhaltes gerne bereit, seine Demission zurückzuziehen. Müller machte bei diesem Zwischenfall mit dem Prorektor die Erfahrung, daß „in Göttingen selbst, wie auf allen Universitäten, elende Politiker sind.“ Es sei zu beklagen, daß „indes man die Universitäten gegen fremde Vorurteile zu halten die größte Mühe hat, Kabalen der Deutschen selbst einen zu Mißgriffen verleiten.“ In dem eben veröffentlichten Programm von Professor Mitscherlich fand Müller den Weihrauch für das neue System zwar zu stark aufgetragen: „Indes ist dieses jetzt eine so gewöhnliche Sache, daß es vielleicht geschehen mußte.“ Dem ehrwürdigen Heyne habe man nicht zumuten dürfen, als gedungener Panegyriker aufzutreten: „Es kann der Senator G. Cossutius etwas anbringen, was in M. Tullius' Munde unanständig gewesen wäre.“ In seiner Rede an die westfälischen Stände habe sogar er, Müller, sich veranlaßt gefühlt, einiges zu sagen, was der Ort zu erfordern schien. Aber in dem soeben herausgekommenen fünften Teil seiner Schweizergeschichte stehe nichts dergleichen.

Auch mit dem altakademischen Brauche des Preisausschreibens gab sich Müller ab. Er erachtete es als vernünftig, daß alle Wissenschaftszweige in einem nicht allzu langen Zeitintervall einmal an die Reihe kämen, einen Preis zu setzen: in der Philosophischen Fakultät auch die historischen, physischen, mathematischen, chemischen, artistischen Fächer. Den Termin der Preisverteilung verlegte er auf den jedes Jahr feierlich zu begehenden

Einweihungstag der Universität: „So kommt man aus den Geburtstagen mit Anstand auf immer heraus; man feiert nur den der Mutter, der Georgia Augusta.“ Er bestimmte, daß mit den vorhandenen 1600 Franken die Philosophische Fakultät zwei außerordentliche Preise aussetzen möge, die aus den bisher am wenigsten berücksichtigten Disziplinen zu nehmen seien. Kaum waren die Preisarbeiten eingegangen, las sie Müller mit wacher Kritik und gab über sie sein Urteil ab: „Große Gelehrsamkeit, aber Feile, Stil, selbst grammatikalische Richtigkeit . . . wie fehlt es da!“

Sogar um die Zuteilung der einzelnen Freitische an bedürftige Studenten kümmerte sich Müller jedes Semester, erkundigte sich nach Talent, Charakter und Vermögensverhältnissen der Petenten. Da er seine grenzenlose Herzensgüte kannte, die auf begründete Gesuche nicht widerstehen konnte, suchte er sich an feste Leitsätze zu halten. Er erklärte, es lieber zu sehen, wenn Söhne des Mittelstandes oder der höheren Klassen als solche ganz unterer Schichten sich dem Studium widmeten, junge Männer, die sich feine Bildung zu geben imstande seien. Seltene Köpfe, die sich aus niedriger Armut emporkämpften, fänden immer persönliche Gönner; auch müsse bei der Gewährung von Freitischen die Begabung der Supplikanten mitentscheiden. In der Praxis aber hat Müller dann doch die „erbarmungswürdigsten Jünglinge“, selbst wenn sie sich zu spät meldeten, berücksichtigt. Es bedrückte ihn jeweils schwer, wenn er von zwei Bewerbern nur einen annehmen konnte. Gewöhnlich vertröstete er die Zurückgestellten mit möglichen Substitutionen oder sprang — wie er das auch sonst so gern tat — mit eigenen Mitteln ein: „Besonders wünschte ich, daß J. Christian Luther, dessen Tisch diese Ostern aufhört, bis Michaelis noch auf irgend eine Art fortgenießen könnte. Er hat gar nichts, als was, ex proprio, wegen seines Namens, Fleißes und guten Charakters, ich ihm gebe.“ Oft hatte Müller Mühe, sich unter mehreren Petenten zu entscheiden, weil er Charakter und Lage der Jünglinge nicht genügend kannte: „Sie haben es besser hierin“, schrieb er an Heyne, „Sie können hundert Renseignements haben, die mir nicht zu Gebote stehen.“

Auch der Ruhm der Göttinger Sozietät der Wissenschaften lag Müller am Herzen. Da der jährliche Aufwand dieser Akademie keine tausend Taler betrug, begegnete ihrer Erhaltung vom Finanzminister aus keinen Schwierigkeiten. Ihr Publikationsorgan, die Göttinger Anzeigen von gelehrten Sachen, nannte Müller das erste Journal Deutschlands. Er fragte sich, ob man die bereits bestehenden guten Verbindungen mit Frankreich nicht dadurch verstärken könnte, daß man einige Franzosen, die sich um Göttingen verdient

gemacht hätten, mit der Mitgliedschaft beehre. Zwar wollte er an der Norm festhalten, keine neuen Mitglieder, außer in locum vacuum, zu ernennen; diese Regel erscheine als höchst nötig, um Zudringlichkeiten fernzuhalten; Neuerungen seien bedenklich, weckten Leidenschaften, erregten Verleumdungen und erzeugten Verwirrung. In der gegenwärtigen Notlage aber dürfe man schon eine Ausnahme verantworten. Heyne schlug Charles Villers vor, den Müller bestätigte. Auch der französische Gesandte in Westfalen, Graf Karl Friedrich von Reinhard, wurde zum Mitglied ernannt. „Eben saß ich mit Herrn Reinhard an der Mittagstafel“, erzählte Müller, „als das Diplom eintraf; es hat ihn sehr erfreut, zumal er nie daran dachte, es zu begehren“. In eine etwas heikle Situation geriet Müller, als der berühmte Göttinger Botaniker Blumenbach zwei weitere französische Gelehrte zur Ernennung vorschlug: „Hofrat Blumenbach ist aber ein so trefflicher Mann, daß, wenn er jenen zwei Franzosen etwa schon versprochen hätte, man ihn mit seinem Wort nicht darf stecken lassen. Ich dünkte, er schreibe mir, denjenigen, welcher ihm der würdigste scheint, zu empfehlen; dem andern aber, es sei eben jetzt nur ein Platz erledigt gewesen; baldmöglichst solle auch seine Ernennung, wenn einer von dem Fach stürbe, vorgetragen werden“.

Die Ungetrübtheit des Verhältnisses zwischen Universität und westfälischen Behörden war Müller ein wichtiges Anliegen. Deshalb beunruhigte ihn die Lektüre des Prologus, der dem Verzeichnis der Kollegien vorausging: „Wir dürfen es uns nicht verhehlen, unser Weg ist per ignes, suppositos cineri doloso.“ Gewiß seien Ermahnungen zur Standhaftigkeit und Erheiterung guten Mutes nie notwendiger gewesen als jetzt. Aber ob sie nicht beleidigend wirkten? Göttingens Erhaltung müsse die oberste Maxime bleiben. Die staatlichen Behörden glaubten, mit den letzten Dekreten die größte Rücksicht bewiesen zu haben. Es wäre deshalb zweckmäßiger gewesen, diese gute Absicht „utiliter anzunehmen“ und das Geschehene so zu loben, daß das Lob zur Fortsetzung reize. Ebenfalls würde es sich geschickt haben, von dem denkwürdigsten Ereignis des abgelaufenen Semesters, dem Besuch des Königs, ein schönes Wort zu sagen. Statt dessen werde nur geklagt und bei der „allenfalls verbindlichsten Stelle als *Ἐπιφώνημα* beigelegt“, man werde die Unhaltbarkeit des Gesetzes zuletzt selber einsehen. Was das wohl für einen Eindruck machen werde? Indes, es sei nun einmal nicht nur geschrieben, „sondern (was Pilatus nicht sagen konnte) gedruckt“, und er werde es zu vertreten suchen. Hätte er es freilich voraus gewußt, würde er zum bloßen Referieren geraten haben. Es seien so viele auf Göttingen eifersüchtig; sie

mißbrauchten alles, und man dürfe sich deshalb keine Blößen geben: „Überhaupt ist ein großer Unterschied zwischen der Sache und der Convenienz, welche da ist, jenes apostolische τῷ καιρῷ δουλεύειν. Genug und zuviel. Vergeben Sie mir, ich konnte nur Ihnen meine Empfindung sagen; gegen andere werde ich behaupten, daß es ganz de tempore war.“

Zu den Pflichten des Unterrichtsdirektors gehörte es überdies, den König anläßlich seiner Reise in die Universitätsstädte zu begleiten. Müller gab in aller Eile den gefährdeten Universitäten Winke für die Organisation des Empfangs, empfahl unter anderem, schmucke berittene Studenten dem königlichen Gast entgegenzuschicken. In Göttingen stellte er den Prorektor und die Professoren mit einer kurzen Rede vor; sie ist deshalb wohl so höfisch ausgefallen, weil Müller den König für die Universität einnehmen wollte: „Ces hommes célèbres, dont j'ai l'honneur d'être l'interprète, et la studieuse jeunesse, dont vous avez vu l'élite, répandront dans toute l'Allemagne et bien au-delà de ses frontières la vénération de votre nom et la mémoire ineffaçable de vos bienfaits“¹⁾. Das Erhoffte trat ein: Jérôme versprach größere Zuwendungen. In Helmstedt, Magdeburg, Halle wiederholten sich diese Szenen. Dort sah man Müller im goldstrotzenden Galakleid, wovon ein Augenzeuge berichtet: „Es lag der schwere Gram über den Verfall des Menschengeschlechtes auf seinem Gesicht“²⁾. In die Residenz zurückgekehrt, jubelte Müller über das Ergebnis der Reise. Daß sie ein Erfolg gewesen, beweise das erlassene Dekret, worin Jérôme den Wünschen der Universität entspreche. Aber nur kurze Zeit hielt bei Müller dieser Optimismus an. Dann verfiel er infolge der wachsenden Schwierigkeiten, der Widerstände und Vorurteile wieder in Niedergeschlagenheit. Aus seinen kurzen Betrachtungen über Gegenwärtiges und Vergangenes spricht jetzt ein ihm sonst fremder quietistischer Ton, ja fast eine tragische Grundstimmung.

Schon bei seiner Amtsübernahme hatte Müller gefürchtet, durch die Masse der Staatsgeschäfte ganz von seinen geliebten Studien abgedrängt zu werden; und nun klagte er immer bitterer über diese Qual, raffte sich aber stets wieder am Gedanken seiner Mission, die deutschen Universitäten zu beschützen, aus seiner Niedergeschlagenheit auf. Geistig bot ihm Kassel nicht den Umgang, den er in Berlin genossen. Auch ein so guter Beobachter wie Jakob Grimm, der damals Müller oft sah, gewann den Eindruck, daß

1) SW, Bd. VII, Tübingen 1812, S. 349—350.

2) Nicolai: Magazin der Biographien denkwürdiger Personen der neueren und neuesten Zeit, Bd. IV, Heft 1, Quedlinburg 1818, S. 45.

der „vortreffliche Mann“ an unrechter Stelle stehe: „Wie er das ertragen und aushalten mag, begreife ich nicht; . . . es ist mir außerordentlich rührend, wenn ich höre, wie er jedwede Sache gründlich erschöpft und weitläufig ausarbeitet, was hernach die Franzosen gar nicht einmal lesen mögen“¹⁾. Dazu komme, daß Müller als Staatsrat eine Unmenge von Besuchern empfangen müsse. Einen durchgehenden Zug von Müllers Wesen erfaßte Grimm scharf, wenn er erklärend fortfährt: „Diese Neigung, in der Staatsverwaltung öffentlich zu wirken, welche er innerlich hat, und worin er sich doch verkennt, ist aber in seinem ganzen Leben sichtbar und unglücklich.“ Tatsächlich hatte der Historiker Müller sein ganzes Leben lang nach einer staatsmännischen Wirksamkeit ins Große und Weite getrachtet. Jetzt, in dem hohen Staatsamt, klagte er über das „Nichts der Geschäfte“. Und wirklich feierte nun seine publizistische und historische Feder, die ehemals die öffentliche Meinung beherrscht hatte. Mit seinem angeborenen Drang zum Monumentalen mußte sich Müller im Kleinlichen, Vergänglichlichen zersplittern. Die einst in kühnem Wagemut angepackte Schweizergeschichte, welche ihn auf die Höhe seines Ruhms getragen hatte, drohte Torso zu bleiben. Sein alter Herzenswunsch, eine Biographie Friedrichs des Großen zu schreiben, blieb unerfüllt. An einen hohen Würdenträger richtete er jetzt das stolze und für ihn so bezeichnende Wort: „Des secrétaires d'État, il y en a toujours eu, et il y a des siècles qui n'eurent pas d'historien“²⁾.

An seiner Entmutigung und seinem steigenden Trübsinn war auch die gelockerte Disziplin der Studenten schuld. Seit die Corps an der Universität ihren Einzug gehalten, ereigneten sich Duelle mit tödlichem Ausgang. Müller sah, wie dadurch das Ansehen seiner geliebten Universität Schaden litt, und so warf er sich dieser Unsitte entgegen. Ein wildes Wesen reiße überall ein, klagte er: „Wie kann es anders sein beim Fall aller Grundsätze von Recht und Moral, aller Ehrfurcht der Alten und selbst vor Gott.“ Für diese Entwicklung seien auch die akademischen Lehrer verantwortlich. Auf Lehrstühlen, Kanzeln und in Schriften solle man sich nachdrücklicher als bisher für die rechte Humanität einsetzen, ermahnte

¹⁾ Briefe der Brüder Grimm an Savigny, Hrsg. v. Wilhelm Schoof; Berlin 1953, S. 53. — Schon am 22. Dezember 1807 hatte Grimm geschrieben: „Übrigens äußerte er (Müller), daß er bloß um Gutes zu wirken diese mühsame Stelle angenommen hätte, und wenn dies nicht gelingen wollte, man ihn nicht lang hier sehen würde. Daran wird auch keiner zweifeln.“ S. 35.

²⁾ Johannes von Müller, Briefe in Auswahl, hrsg. v. Edgar Bonjour, 2. Aufl. Basel 1954, S. 366.

Müller den Prorektor: „Wenn die akademische Jugend aus solchen rohen Bengeln bestehen soll, die nichts abhalten kann, sich einander für nichts und wieder nichts die Hälse zu brechen, wenn alle Weisheit, Klugheit und Menschenkenntnis so vieler Gelehrten sie davon zurückzubringen unfähig ist, wozu eine so kostbare Universität? Mit Geistesentwicklung, mit Bildung ist's ohnedem aus, wenn die Wütereien . . . das Praedominium haben“¹⁾.

Bis in die letzten Lebenstage hinein mußte sich Müller mit Studentenunruhen befassen. Er tat es mit Erfolg, und so nannte ihn denn auch Jakob Grimm rühmend einen „Besänftiger der unruhigen Studenten“. Auch allen übrigen Amtsgeschäften lag Müller ohne Unterbruch ob, jetzt allerdings oft in düsterer Stimmung. Denn noch hing „das Schwert über dem Scheitel einiger Universitäten“. Aus Müllers Briefen glaubt man seine mitatmende Spannung bei der Entwicklung dieser Frage zu spüren. Das Schlimmste, die Aufhebung, vermochte er immer wieder zu verhüten; erst ein halbes Jahr nach seinem Tode erfolgte die Auflösung von Rinteln und Helmstedt. Aber es betrückte ihn, daß er wegen seines fortwährenden Kampfes gegen die „unersättliche Begierde“ der Franzosen nach den Fonds und Ersparnissen der Bildungsinstitute nie zur Ausführung einer wahren inneren Reform kam. Und es schmerzte ihn, daß er vor Überanstrengung durch Verwaltungsgeschäfte nicht mehr die Kraft zu schöpferischer, literarisch-wissenschaftlicher Arbeit fand; Simson sei um seine Locken gekommen, klagte er. Er vergoß heiße Tränen, wenn er „jene höheren, hehren Pläne der Jugend erwog, und wie wenig daraus geworden.“ Bitterste Reue stieg in ihm darüber auf, sich von dem freien Leben des Gelehrten und damit von seinen geliebten Studien, wenn auch nur vorübergehend, abgewandt zu haben. Es schnitt ihm tief ins Herz, „nicht sein zu können wie er wünschte, nicht in seinem wahren Innern zu erscheinen“ und deshalb so verkannt zu werden. Aus der Verzweiflung erlöste ihn zeitweise die Resignation, die Ergebung in sein Los: „So wollte es des Schicksals unvorhergesehene und unabwendbare Macht; ich habe nicht gewählt.“ Er klammerte sich an Luthers Vers, den er sich hundertmal wiederholte: „Schweig, leid, meid und vertrag, Deine Not niemand klag, An Gott nicht verzag, Sein Hülf kommt all' Tag.“

In dieser Situation traf ihn am 11. Mai 1809 das verletzende Wort des Königs, er wolle keine Gelehrten mehr, Halle solle ver-

¹⁾ SW Bd. XVIII, Tübingen 1814, S. 173. — Franz Gundlach: Johannes von Müller am landgräflich-hessischen und königlich-westfälischen Hofe in Cassel; Jahrbuch für schweizerische Geschichte, Bd. 18, Zürich 1893, S. 212.

brannt, die Universitätsstädte sollten zerstört werden, er wolle nur Soldaten und Dummköpfe. Müller antwortete sogleich mit der bündigen, unwiderruflichen Demission, welcher sein Zusammenbruch und Tod in wenigen Tagen folgte¹⁾. Er schied aus einem Leben, das ihm zur Last geworden war.

Wenn Müller durch seinen Eintritt in den westfälischen Staatsdienst eine Untreue gegenüber sich selber oder seiner Umgebung wirklich begangen hat, so büßte er schwer dafür. Er hat sich bemüht, seine momentane Schwäche durch eine lange, ausdauernde Verteidigung deutscher Bildungsanstalten wettzumachen. Dieser zermürbende Kampf ist ihm nicht von außen auferlegt worden. Freiwillig hat ihn der äußerst fein organisierte, hochgradig empfindsame, für den harten Streit so gar nicht geschaffene Gelehrte auf sich genommen, hierin nur seiner Gewissensstimme folgend. Vielleicht ist er nie so sehr sich selber und seinen Idealen treu geblieben, wie gerade jetzt: im völligen Einsatz für geistiges Leben gegen staatliche Willkür.

Nichts hätte Müller hindern können, in Westfalen ein leichtes erfolgreiches Leben zu führen, von königlicher Gunst bestrahlt und gesegnet mit Glücksgütern, gleichwie all die emporgekommenen Günstlinge um ihn herum, die am rohen Prunk des Napoleoniden teilhatten. Statt dessen starb er in Ungnade, von Gram und Anstrengung verzehrt, bettelarm. Das ist seine Rechtfertigung. Diejenigen, die ihm in seinen letzten Lebensjahren am nächsten gestanden hatten — fast lauter deutsche Männer der Wissenschaft und Kunst — erlebten erschüttert Müllers Tragik und zollten seiner Haltung größte Achtung²⁾. Sogar der französische Innenminister Westfalens bezeugte an Müllers Grab: „avec quel intérêt religieux il veillait sur les universités célèbres, dont il était à la fois le protecteur et l'ornement et qui doivent autant de reconnaissance à sa tendre affection pour elles que de respect pour ses talents“³⁾.

¹⁾ Das Demissionsschreiben vom 11. Mai 1809 lautete: „Sire, le 28 déc. 1807 V. M. voulut un directeur général de l'Instruction Publique. Elle m'en offrit l'emploi, je l'ai accepté. Aujourd'hui en m'annonçant qu'Elle ne veut que des ignorans et qu'Elle réserve un sort funeste aux villes à universités, Elle m'a donné ma dimission. Sa volonté est ma loi; j'accepte.“ J. C. Mörikofer: Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1861, S. 505.

²⁾ Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 21, 1. August 1809, S. 84.

³⁾ Westphälischer Moniteur, Kassel 1809, Nr. 65.